

tenen: anstelle des Handelsnamens für das fragwürdige Präparat nennt er nur dessen chemische Formel. So wird der Artikel schließlich gedruckt und sorgt dafür, dass nicht noch weitere Tausende von Ahnungslosen Schaden davontragen. Aber der Klinikchef gibt keineswegs Ruhe. Er entzieht dem Oberarzt eine unentbehrliche wissenschaftliche Helferin und schränkt seine Forschungsmöglichkeiten auch sonst so rigoros ein, dass der Gestrafte keine andere Möglichkeit sieht, als seine Universitätskarriere abzubrechen und an einem Stadtkrankenhaus eine klinische Routine-Stelle zu übernehmen. Ein Freund dieses Oberarztes beschwert sich bei dem besagten Klinikchef, darf zur Strafe fortan die Klinik-Bibliothek nicht mehr betreten und muss drei volle Jahre warten, bis der Professor seine Habilitationsschrift zu lesen geneigt ist.

Wie viele andere hätten sich wohl an der Stelle jenes Oberarztes der Firma, der Zeitschrift, dem Chef gebeugt? Leicht hätte sich der Forscher von der Industrie kaufen lassen und seine akademische Laufbahn unbehindert fortsetzen können. Niemand kennt die Zahl der stillen Anpassler, die heute ihren Aufstieg als »freie« Forscher solchen Zugeständnissen verdanken.

* * *

Ein anderes Beispiel aus der Medizin: Es ist der Kampf gegen eine der häufigsten tödlichen Krankheiten. Genauer der Kampf um deren Vorbeugung gegen die Kräfte, die diese Vorbeugung behindern. An diesem Konflikt lässt sich einiges über das Machtverhältnis zwischen Selbsterhaltungs- und Selbstschädigungskräften in der Gesellschaft ablesen.

Schon fast genau vor einem halben Jahrhundert wurden Untersuchungen bekannt, die einen Zusammenhang zwischen Zigarettenrauchen und Lungenkrebs eindeutig nachwiesen. Prof. Wynder von der Georgetown-Universitätsklinik in Washington entdeckte bei einer größeren statistischen Untersuchung unter Lungenkrebskranken ein starkes Vorwiegen von langjährigen Zigaretten-Kettenrauchern. Dazu passte, dass in der Sekte der nur selten rauchenden Mormonen Lungenkrebs genauso wenig auftauchte wie in der Vergangenheit bei den Isländern, bei denen erst in den 30er Jahren ein nennenswerter Zigarettenkonsum ein-

gesetzt hatte. Die Beweise für die Zigaretten als eine Hauptursache des Lungenkrebses wurden erdrückend. 1954 nannte Prof. Cowdry, Präsident der amerikanischen Krebsforschungsgesellschaft, diese Erkenntnis einen wichtigen wissenschaftlichen Fortschritt, also schon vor einem halben Jahrhundert.

In Berlin waren zu jener Zeit zwei Ärzte am Nordwestdeutschen Rundfunk und am Sender Rias als Autoren von medizinischen Aufklärungssendungen tätig. Beide machten die neuen Untersuchungen ausführlich bekannt. Prompt reagierte die Tabakindustrie und drohte dem Intendanten des einen Senders eine Schadensersatzforderung in phantastischer Millionenhöhe an. Dieser war geschockt, bemühte sich um Beschwichtigung des Tabakkonzerns, konnte seinen Autor aber nicht zu einem Dementi bewegen. Die aufgescheuchte Industrie gewann indessen rasch sympathisierende Wissenschaftler, die den Rauchern Entwarnung verkündeten. Bald hielten sich Zigaretten-Ankläger und Verteidiger in etwa die Waage. Ist aber eine Sache erst einmal umstritten, sind es viele leid, sich darüber noch aufzuregen. Dann glaubt man, was man glauben möchte, und das ist im Zweifel das, was die Zigarettenwerbung verheißt. Eine amerikanische Zeitschrift für Arbeiter der Auto-, Flugzeug- und Landmaschinenindustrie war so mutig zu schreiben: »*Tue das, was die Zigarettenreklame dir sagt: Rauche täglich zwei Päckchen. Dann hast du die beste Aussicht, in deinen besten Jahren einen Husten zu erwerben, der nicht mehr weggehen will. Du wirst einen Druck in der Magengegend verspüren und einen schlechten Geschmack im Mund. Du sagst deiner Frau: Ich stehe ebenso müde auf, wie ich schlafen gegangen bin. Du wirst kurzatmiger. Du verlierst an Gewicht. Es kann sein, dass du anfängst Blut zu husten, und so fort, und so fort.*«

Zur gleichen Zeit lautet die Werbung in zwei deutschen Magazinen für eine Zigarette, sie sei »*extrem leicht*«, für eine zweite, sie sei »*bekömmlich*«, für eine dritte, sie sei »*ausgezeichnet bekömmlich*«. Das soll doch heißen: der Gesundheit förderlich. Lange Zeit bleibt die Zigarettenwerbung Sieger. Die Tabakindustrie hat viel Geld. Die Zahl der Lungenkrebsfälle steigt in den westlichen Ländern lange Zeit an, in Deutschland binnen 30 Jahren auf das Vierfache.

Ende der 60er Jahre meldet sich nun hierzulande eine junge

Medizinergeneration zu Wort, die mit viel Spürsinn erkundet, wo überall im Gesundheitswesen Macht- und Geldinteressen verantwortungsvolle Sorge für das Wohl der Menschen behindern. Die Medizin soll transparenter und mehr »patientenzentriert« werden. Krankmachende Einflüsse im Arbeitsbereich und in der Umwelt werden zu einem wichtigen Thema. Gesellschaftskritische junge Medizinforscher begründen 1970 das neue Lehrfach Medizinische Soziologie, das in den Pflichtkatalog der ärztlichen Approbationsordnung aufgenommen wird. Die konservativen Mediziner fügen sich in diese Regelung, scheint sie doch geeignet, die unbequemen Kritiker innerhalb der akademischen Strukturen besser kontrollieren zu können.

30 Jahre sind seitdem vergangen. Was ist aus den einst ungeduldigen Reformgeistern geworden? Ihre Anführer haben Karriere gemacht. Sie haben für sich das Gebiet der »Gesundheitswissenschaft« entdeckt. Gesundheit ist ja in der Tat mehr als ein Nicht-Kranksein, mitunter eher ein Noch-nicht-Kranksein, ein falsches, auf ein Kranksein hinlebendes schädliches Verhalten, selbst verschuldet oder aufgenötigt. Sollte also nicht das falsche Gesundheitsverhalten als eine Hauptursache der Volkskrankheit Lungenkrebs ein Vorzugsthema für die Gesundheitswissenschaftler sein? Tatsächlich tauchen die Namen einiger führender Vertreter der neuen Disziplin in diesem Zusammenhang auf, aber ausgerechnet in öffentlich freigegebenen Dokumenten, die amerikanische Tabakkonzerne ins Internet gestellt haben.

Der Berliner Gesundheitswissenschaftler und Publizist Dietmar Jazbinsek hat die Dokumentation ausgewertet und daraus einen Bericht an das Heidelberger Zentrum der Weltgesundheitsorganisation zusammengestellt. Das Resultat erläutert der SPIEGEL in Nr. 23/06.06.05 so: »Deutsche Gesundheitswissenschaftler ließen sich viele Forschungsarbeiten, zumeist indirekt über Stiftungen, von der Tabakindustrie finanzieren – oft klammheimlich und oft mit Beiträgen in sechsstelliger Höhe. Die Resultate waren entsprechend. In ihren Veröffentlichungen verharmlosten die Forscher die Gefahren des Rauchens, sie beschönigten das Suchtpotential der Zigaretten oder spielten eine dubiose Rolle bei der Zulassung von Zusatzstoffen in Tabakprodukten.«

Laut SPIEGEL hat sich Prof. T. zehn Jahre lang Berichte zum Rauchen vom Verband der Zigarettenindustrie bezahlen lassen.

Seine Themen u. a.: »Stressbewältigung durch Rauchen«, »Diskriminierung der Raucher«, »Psychosozialer Nutzen des Rauchens«. Heute ist T. Leiter der Deutschen Koordinierungsstelle für Gesundheitswissenschaften. Auch der Autor eines Standardlehrbuches für »Medizinische Soziologie«, Prof. S., empfangt, wie es heißt, vom Zigarettenindustrie-Verband beträchtliche Summen. Sogar dem ehemaligen Präsidenten des Bundesgesundheitsamtes Prof. Ü. wird nachgesagt, er habe mitgeholfen, das Verbot eines giftigen Geschmacksverstärkers für Light-Zigaretten hinauszuzögern, und auch nach Aufgabe seines Amtes habe er noch lukrative Aufgaben vom Industrie-Verband erhalten.

Im November 2005 übertrifft eine neue sensationelle Studie alle bisherigen Befürchtungen über die Manipulationen deutscher Wissenschaftler durch die Tabakindustrie. Der Berliner Forscher Thilo Grüning beschreibt in der Zeitschrift »*American Journal of Public Health*« zusammen mit Ko-Autoren, wie tief die Industrie in den Kern der Institutionen vorgedrungen ist, denen speziell die Erkundung und die Abwehr der Krebsgefährdung durch Rauchen obliegt. Im SPIEGEL Nr. 49 von 2005 wurden die wahrhaft erschreckenden Ergebnisse von Udo Ludwig zusammengefasst: Mindestens achtzig zumeist hochrangige Klinikprofessoren hätten sich »im Würgegriff der Tabakindustrie« befunden – durch Annahme von Forschungsgeldern. Wichtiger Verbündeter der Zigarettenmultis sei ein mit dem Bundesverdienstkreuz mit Stern und dem höchsten Medizinerorden ausgezeichnete Toxikologe gewesen. Die Forschungsgelder der Industrie seien fast immer von den Auftraggebern mit bestimmten Vorgaben verknüpft worden. Internisten, Toxikologen, Lungenfachärzte, speziell mit der Therapie von Raucherkrankheiten befasst, wurden – so Ludwig – »im Nebenjob Teil der Geschäftsstrategie der Zigarettenkonzerne«. Zwangsweise von Firmen ins Internet gestellte Unterlagen beweisen exakt, wie und mit welchen Summen die Tabaklobby vorzugsweise solche Experten kaufte, denen man auf Grund ihres Ansehens ein publikumswirksames Herunterreden der Krebsgefahr zutraute. So ist es der Industrie über ein halbes Jahrhundert gelungen, die Warnungen vor dem Rauchertod derart abzuschwächen, dass die Raucherzahlen in dem von der Tabaklobby besonders bearbeiteten Deutschland noch immer beängstigend hoch sind. Nach Angaben des Krebsforschungs-

zentrums Heidelberg sterben jährlich etwa 140.000 Menschen durch Rauchen.

* * *

Verschiedene Faktoren spielen zusammen, wenn in der Gesellschaft die Abwehrkräfte gegen Destruktivität wie in diesem Fall nachlassen. Da sind die Raucher, die ihre Selbstschädigung verdrängen und ihre Sucht pflegen. Ihr Komplize ist der Staat, der den Tabakanbau subventioniert und mit der Tabaksteuer den eigenen Haushalt in Balance zu halten sucht.

Mit Händen und Füßen wehrt sich besonders der deutsche Staat gegen das EU-Verbot der Zigarettenwerbung – natürlich nicht zugunsten finanzieller Interessen, sondern offiziell aus Kompetenzgründen und zur Wahrung demokratischer Freiheit. Das wird sogar den EU-Kommissaren in Brüssel zu bunt, und so drohen sie mit dem Europäischen Gerichtshof. Noch immer erlaubt der deutsche Gesetzgeber überdies, dass Gäste und Personal in hiesigen Gaststätten den nachweislich krebserregenden Qualm der Raucher mit einatmen müssen.

Die Industrie sieht keinen Grund, sich bei Ausschöpfung ihrer kommerziellen Interessen von Gewissensbissen ankränkeln zu lassen. Nun aber kommt die Wissenschaft ins Spiel, die seit einem halben Jahrhundert volle Gewissheit über die tödliche Gefahr des Rauchens hat. Da aber von dem schädlichen Verhalten bis zum Krankheitsausbruch Jahrzehnte vergehen, liegt es an ihr, ob sie sich zu rücksichtsloser Aufklärung ermutigt oder die vorläufige Unsichtbarkeit der Gefahr zum Verschweigen, zum Verharmlosen oder zu lauter Warnung nutzt. Beim Alkohol gibt es nichts zu verschweigen, da seine Schäden zu vielfältig und zu augenfällig sind. Die Zigaretten hinterlassen lange Zeit keine dramatischen Spuren. Aber die Wissenschaft kennt diese Spuren. Und sie hätte ihr Wissen längst ehrlicher und nachdrücklicher öffentlich bekannt machen müssen. Dann hätte sie viele Tausende in ihrer Widerstandskraft stärken und vor dem Krebstod bewahren können.

Am Verhalten der Wissenschaft ist ein genereller Wandel des Zeitgeistes abzulesen. Wer sich an den Verantwortungssinn in den siebziger Jahren erinnert, dem ist das Nachlassen des aufklä-

rerischen Elans überdeutlich. In den Zeiten der sozialen Bewegung sorgte sich die junge Generation um die soziale und die ökologische Zukunft der Gesellschaft. In das Bewusstsein der Wir-Gesellschaft war die Verantwortung für biologische Ernährung, gesunde Wälder, saubere Luft, Erhaltung der Ressourcen eingegangen. Mit dem Übergang zur Ich-Gesellschaft verengte sich der soziale Horizont. Die Hoffnungen auf eine langfristig verlässliche Welt wichen dem Gefühl des Alleingelassenseins in einer ökonomischen Bedrohung. Aus der zuvor untrennbaren Kombination von Verantwortung und Sozial wurde nun der Leitbegriff der »*Eigenverantwortung*«. Die junge Generation von Sozialwissenschaftlern, gestern noch gegen kapitalistische Ausbeutung der Schwächeren kämpfend, richtete den gleichen Ehrgeiz nun auf Rivalität und Macht im neuen System und blickte mitleidig auf die armen sozialen Idealisten hinab, die scheinbar den Anschluss verpasst hatten. Der Oberarzt, der als Whistleblower einem Pharma-Weltkonzern getrotzt hatte, wurde zum Verlierertyp. Auf der Siegerseite mehrten die von der Tabakindustrie angeworbenen Forscher ihren Wohlstand im Bewusstsein der kollegialen Gemeinsamkeit auf dem neuen Kurs und im Vertrauen auf die Diskretion der industriellen Partner. Wer konnte auch damit rechnen, dass diese zum Offenlegen ihrer Verbindungen mit der Wissenschaft gezwungen werden würden.

Jedenfalls ist die Komplizenschaft von Tabakindustrie und Forschung Symptom eines generellen Trends zur Korruption, der viel über die Gesamtverfassung unserer Gesellschaft aussagt. In allen Beispielen dieses Kapitels geht es um die Bestechung des Gewissens. Wenn die Forscher des MIT mit dem Geld des Pentagon »*Sehmaschinen*« ersinnen, die das zielgenaue Töten von Raketen möglich machen, betäuben sie ihr Mitgefühl mit den potentiellen Opfern. Wenn Erwin Chargaff über die Auswüchse der gentechnischen Bastelsucht erschrickt, dann entdeckt er das Geld als Ursache für die Ausschaltung der moralischen Hemmungen. Der neurologische Oberarzt muss seinem standhaften Gewissen die Karriere opfern – als Opfer der Allianz von Pharmakonzern und Klinikchef. Eine ganze Forscherelite begibt sich, wie es im SPIEGEL heißt, in den »*Würgegriff der Tabakindustrie*«.

Was die genannten Phänomene eint, ist nicht das Unterliegen

des Gewissens im Kampf um moralische Integrität, sondern dieser Kampf findet gar nicht mehr statt. Es ist, wie Weizenbaum es geschildert hat, die Freude, die Wissenschaftler erfahren, »wenn wir etwas sehr Raffiniertes zum Laufen bringen. Das macht ungeheuer Spaß«. »Wahnsinn.« So kann es z.B. Freude machen, mit Untersuchungen über die positiven psychologischen und sozialen Wirkungen des Rauchens die Verdrängung von Krebsängsten »zum Laufen zu bringen«. Die Lösung der raffinierten Aufgabe, mit wissenschaftlichen Studien tabakfreundliche Reaktionen zu erzeugen, kann eine spannende Sache sein und zumindest den Erfolg bei denen sichern, denen man wichtige Unterstützung verdankt. Das Über-Ich stört nicht mehr von innen. Es kommt von außen und heißt Erfolg. Aber das muss nicht so bleiben, wenn die unheilige Allianz zwischen Geist und Geld irgendwann doch Anstoß erregt, so wie es in letzter Zeit immer häufiger geschieht. Das ist dann eine Chance für die Medien. Die denken an Auflagen und Quoten. Da spielt dann die Sensibilität des Publikums doch wieder eine Rolle. Erst wenn die Medien merken, dass es im Volk gärt, dann sind sie da, decken auf und ernten Dank dafür.

Als die Skandale in der 2. Hälfte der 80er Jahre überhandnahmen, wunderte man sich schon nicht mehr so sehr über die Verderbtheit als über die Ungeschicklichkeit prominenter Täter. Jedenfalls verbreitete sich der Eindruck, dass überführte Frevler sich weniger ihrer moralischen als ihrer handwerklichen Defizite schämten. Und diese anzuprangern, wenn überhaupt, erschien eher als lästige Pflicht der Justiz, weniger als gesellschaftliche Reinigungsaufgabe. So stieß sich kaum einer daran, dass ein soeben wegen Steuerdelikten in drei Punkten rechtskräftig verurteilter Spitzenpolitiker prompt danach zum Führer einer bedeutenden demokratischen Partei gewählt wurde. Daraufhin schrieb ich damals eine Satire »Die hohe Kunst der Korruption«, der ich den Anschein eines Lehrbuches für korruptionswillige Politiker und Führungskräfte verlieh. Angeregt wurde ich unter anderem durch ein »Kontaktstudium Management« für Führungskräfte an einer deutschen Universität, wo ein Psychologie-Professor allen Ernstes erklärte, dass Organisationen, die Intrigen, Günstlingswirtschaft und Korruption tabuisierten, starr, blutleer und untergangsreif seien. Also gab ich mich in meiner Satire

ebenfalls als Ausbilder für eine blutvolle und erfolgreiche Korruptionskunst aus, die unentbehrlich, aber vor Dilettantismus und Stümperhaftigkeit zu schützen sei. Allerdings verübelten mir manche Rezensenten die ironischen, aber als ernsthaft missverstandenen Ratschläge.

* * *

Seit Veröffentlichung der genannten Satire fällt Korruption längst weniger auf als derjenige, der sich über sie noch aufregt. Eine internationale Studie der Pricewaterhouse Coopers und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg stellt 2006 fest: Fast jedes 2. deutsche Unternehmen ist in den vergangenen beiden Jahren Opfer wirtschaftskrimineller Handlungen geworden. Unterschlagung, Betrug, Insiderhandel, Industriespionage, Produktpiraterie gehören zum Alltag. Wie sieht der typische Täter aus: Männlich, 40 Jahre alt, gebildet. Im Drittel der Fälle gehört er dem Top-Management an. Aber Führungskräften drohen nur selten Strafanzeigen. Die Firmen scheuen aus Image-Gründen spektakuläre Skandale. So trifft zu, was in meiner Satire zu lesen stand: Sei vorsichtig, so lange du noch aufsteigst. Bist du erst oben, lass dich nicht mehr von Skrupeln ankränkeln.

Wir alle nehmen inzwischen an einer großen geistigen Korruption insofern teil, als wir uns selbst und erst recht unsere Nachkommen durch unsere Ausrichtung auf momentane Vorteile und Befriedigungen betrügen. Das Muster ist das gleiche wie beim Rauchen. Der zeitliche Abstand der Schadenswirkung erlaubt nicht, aber ermöglicht, sich und die anderen über die unheilvollen Folgen von Unverantwortlichkeit hinwegzulügen. Der Zukunftsforscher Paul Kennedy hat uns belehrt, die Probleme des 21. Jahrhunderts seien nur zu meistern, würden wir endlich lernen, kurzfristige Verzichte zugunsten der längerfristigen Zukunftssicherung auf uns zu nehmen. Auf über 500 Seiten hat er dargelegt, was wir alles anders machen müssten als heute. Auf zwei Seiten kommt er dann aber zu dem pessimistischen Schluss: *»Angesichts der Schwierigkeiten der Reform wird sich wahrscheinlich die instinktive Scheu der Menschen vor unangenehmen Veränderungen und ihre Bevorzugung möglichst bequemer An-*

passungen durchsetzen.«³ Die Perspektiven der meisten Politiker seien sogar meist noch kurzfristiger als die der allgemeinen Bevölkerung.

Der Soziologe Richard Sennett erkennt eine Wurzel des Übels in der Unstetigkeit der modernen ökonomischen Strukturen: Unternehmen zerfallen oder fusionieren, Jobs tauchen auf und verschwinden. Nichts hat mehr Bestand. »Nichts Langfristiges« desorientiert auf lange Sicht jedes Handeln, löst die Bindungen von Vertrauen und Verpflichtung und untergräbt die wichtigsten Elemente der Selbstachtung.«⁴

Sennett beschreibt, wie die Biographien in der chamäleonartig flexiblen Wirtschaft immer mehr fraktioniert werden. Die Konstanz von Beziehungen geht verloren. Am besten passt in die Zeit, wer nirgends mehr fest haftet – an Beziehungen zu Menschen, Tätigkeiten und Orten. Das wird als Freiheit gepriesen, bedeutet aber auch Einsamkeit, Verlust an »Wir«, an Verlässlichkeit in einer unverlässlichen Welt.

Die Beschränkung auf das Kurzfristige ist gut bekannt als Merkmal eines depressiven Hintergrundes. Fehlt es an Zutrauen zu sich selbst und dem Lauf der Dinge, schwindet die Energie für langfristiges Vorsorgen. Wer weiß, was übermorgen wird? »Viele aus meiner Generation denken«, schrieb der 31-jährige Christoph Amend in dem Porträt seiner Altersgruppe »Morgen tanzt die ganze Welt«: »Wir können ja nicht einmal voraussagen, wie das Leben in vier Jahren aussehen wird, warum sollten wir vierzig Jahre in die Zukunft denken?«⁵

Er schildert diese Unsicherheit nicht als unfrohen Zustand, vielmehr als unbekümmerte Freiheit. Da will man nicht an Beziehungen kleben, sich etwa mit den Pflichten für Kinder beschweren. Man möchte jeden Tag das Leben umkrepeln können. Indessen verrät sich in dieser Vision von »Durch die Welt Tanzen« auch deutlich die Angst, erwachsen zu werden und sich Verantwortung aufzuladen. Das »Wir amüsieren uns zu Tode« von Neil Postman kommt in den Sinn. Es ist das Überspielen eines heimlichen Zukunftspessimismus. Man traut der Gemeinschaft, in der man

3 P. Kennedy: In Vorbereitung auf das 21. Jahrhundert, S. 427

4 R. Sennett: Der flexible Mensch, S. 38

5 Ch. Amend: Morgen tanzt die ganze Welt, S. 210

lebt, nicht zu, dass sie einem noch lange Halt gibt. Es ist ein Ungeborgen-Sein, wenn man nicht einmal vier Jahre voraussehen und planen kann. Es ist auch ein Ungeborgen-Sein, wenn Amund von seiner Generation sagt: »*Warum haben wir das Gefühl, die Welt habe erst irgendwann in den Sechziger- und Siebzigerjahren angefangen zu existieren? Vielleicht damit wir uns keine Fragen stellen müssen, ... Fragen, die darauf hindeuten könnten, dass unsere Identität nicht nur aus lustiger Alltagskultur besteht.*«

Er spricht offensichtlich für einen Teil seiner Generation, dem es relativ gut geht und der es sich leisten kann, mit einem kindlich eingengten Blickwinkel zu leben, scheinbar unbeschwert von der Last schwieriger Erinnerungen und ungelöster langfristiger Zukunftsausgaben. Es klingt nicht danach, dass diese psychisch ungenügend Herangewachsenen die Zweifel Kennedys und Sennetts an der Bereitschaft ausräumen könnten, die für die Zukunftssicherung notwendigen kurzfristigen Opfer aufzubringen. Im Gegenteil, es sieht eher nach einer zunehmenden Resignation aus: Sich zerstreuen und weggucken, so lange es geht – so wie beim Rauchen. Sich korrumpieren lassen von den Verharmlosern, Spott über die gutmenschlichen Bedenkenträger. So tun, als bewachten die 27.000 weltweit deponierten Nuklearwaffen den Frieden, als seien die in allen Kontinenten unentsorgten radioaktiven Abfälle harmloser Müll, als sei die rapide zunehmende Naturzerstörung jederzeit reparabel durch Erfindungen der Wissenschaft und durch unbegrenzte Fortschritte der Ingenieurskunst. In den Weizenbaum'schen Kathedralen der Wissenschaft träumt man von den Menschengesetz-Maschinen mit übermenschlicher künstlicher Intelligenz, technischen Geschöpfen frei von jeder Fehlerhaftigkeit. Aber an kein Erzeugnis der technischen Revolution lässt sich die Kraft delegieren, die Menschen untereinander und mit der Natur zusammenhält. Es ist so, wie Max Born gesagt hat: Aus keiner naturwissenschaftlichen Erkenntnis lässt sich die Ethik ableiten, deren die Menschen für die Erhaltung und Entwicklung ihrer Kultur bedürfen.

* * *

Wie geht es weiter? Die wissenschaftlich-technische Revolution hat ihre eigene unheimliche Dynamik. Sie hängt mehr am Geld

als an den Menschen. Dennoch könnten diese sich immer noch dafür entscheiden, ihr Zusammenleben mehr mit ihrem Empfinden und Mitempfinden, mit ihrer Empathie und Hingabe, mit den Leitideen von Freiheit, Gleichheit und Geschwisterlichkeit zu gestalten. Wo immer Technik, Ökonomie und Bürokratie sie auseinander reißen wollen, sind sie jederzeit noch imstande, um die Nähe zueinander zu kämpfen, in der allein sie ihr Aufeinander-Angewiesensein erkennen und beherzigen können. Es liegt an ihnen selbst, eine Entseelung der Welt zugunsten eines stumpfen computergesteuerten Funktionierens zu verhüten. Der Entseelung lässt sich indessen nicht enttrinnen, indem man nur eine Art Freigehege für Musik, Literatur, Kunst und allenfalls Kirche schützt. In allen sozialen Bereichen muss Nähe als Grundbedingung von Menschlichkeit bewahrt bleiben.

* * *

Repräsentative psychologische Untersuchungen reichen nie tief genug, um hinreichend zu erfassen, wohin sich Befinden und Einstellungen wenden. Dennoch liefern sie Anhaltspunkte. Deshalb möge dieses Kapitel mit dem ersten Eindruck einer repräsentativen Befragung der Deutschen enden, die im Mai/Juni 2006, finanziert von der Friedrich-Ebert-Stiftung, stattgefunden hat. Die Datenerhebung erfolgte von USUMA Berlin für E. Brähler, O. Decker und H.E. Richter. Befragt wurden mit dem Giessen-Test 4.822 Personen von 14–94 Jahren. Die Ergebnisse werden mit einer Giessen-Test Erhebung von 1994 verglichen.

Demnach fühlen sich die Deutschen, Männer und Frauen zusammengenommen, in der Tat wieder anderen Menschen näher als vor zwölf Jahren. Ihr Vertrauen zu den anderen ist gewachsen. Dazu passt, dass sie es inzwischen leichter finden, sich länger an einen anderen Menschen zu binden. Auch meinen sie, liebesfähiger und attraktiver geworden zu sein. In Auseinandersetzungen mit anderen geraten sie, wie sie meinen, inzwischen seltener. Sie halten sich für versöhnlicher.

Allerdings geben sich die Männer unbekümmerter als die Frauen. Diese nehmen wie schon bisher, mehr Mitgefühl und Besorgtheit um andere auf sich. Zugleich grübeln sie eher über ihre inneren Probleme und fühlen sich häufiger bedrückt. Im

Durchschnitt rivalisieren sie weniger als die Männer und üben sich mehr als diese in Geduld.

Man könnte somit die Vermutung wagen, ein Trend weg von der Ich-Gesellschaft hin zu mehr Wir-Gesellschaft kündige sich an. Das Schlüsselmerkmal Wunsch nach mehr Nähe tritt jedenfalls deutlich hervor. Die Einzelnen suchen mehr Bindung zueinander – angeführt von den Frauen, die den Männern wie eh und je in sozialer Empfindsamkeit und Fürsorglichkeit voraus sind. Nach wie vor tragen sie offenbar größere psychische Last als die Männer, leiden mehr, aber ziehen die Männer erfolgreicher als bisher in Beziehungen hinein.

Es sind nur Hinweise. Aber sie liegen einwandfrei in der Richtung wachsender Neigung, Bindung untereinander wichtiger zu nehmen. Auch im Großen melden sich vermehrte Zusammengehörigkeitsgefühle, sichtbar geworden z. B. im Rahmen der Fußball WM, als das Zusammenströmen von Millionen aus den verschiedenen Ethnien, Rassen und Religionen Angst vor Ausbruch von Hass und Gewalt geweckt hatte. Stattdessen wurde es ein Fest der Freude und Verbundenheit, was wiederum die Kluft zwischen der Sehnsucht der Menschen nach friedlicher Eintracht in Kontrast zu den Mächten offenbarte, die uns seit Jahren durch den Austausch von kriegerischer und terroristischer Gewalt in Atem halten.

Aber was bewirkt dieser Kontrast? Wer sich nicht einmischt, mag privat noch so viel Nähe, Friedlichkeit und Sanftheit praktizieren, er muss sich irgendwann schämen, wenn er laufend auf dem Bildschirm Flüchtlingsmassen, zivile Bombenopfer, brennende Dörfer und Stadtteile tatenlos auf sich wirken lässt. Aus der Scham wird Wut, dann heimlicher Selbsthass, schließlich gepanzerte Gleichgültigkeit. Lebendig kann man nur bleiben, wenn man sich einmischt und daran glaubt, dass doch einmal ein unwiderstehlicher Heilungswille in einer großen Welle zu einem globalen Aufstand für die Menschlichkeit führen kann. Das letzte Kapitel dieses Buches wird diesen Gedanken wieder aufnehmen und Menschen zeigen, die daraus ein soziales Handeln schöpfen. Das folgende Kapitel soll indessen vorerst noch einmal genau den Geist des männlichen Gotteskomplexes herausstellen, der nach wie vor den Glauben an einen Fortschritt trägt, der in Wahrheit den Menschen an die Machtmittel versklavt, durch die er sich über sich hinauszuwachsen glaubt. Es ist der Geist, der aktuell

zur Militarisierung des Weltraums antreibt und der in keiner Figur besser anschaulich gemacht werden kann als in der Persönlichkeit Wernher von Brauns.